



# Die Himat.

## Ander Nekemündung.

Von Johannes Koeppen.

### Aus Vor- und Frühzeit.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Wenn man die Lage der Dotschberge in Betracht zieht, so wird man ohne weiteres zu dem Schluß kommen, daß diese Erhebung (außer der Wasserstraße) die einzige Möglichkeit der Vertheilung einer Verbindung zwischen dem Nord- und Südland des ausgedehnten Neumark bot. Und diese Verbindung zwischen dem Dotsch- und den Rantocher Bergen hat auch zweifellos bestanden. Welcher Art sie gewesen sein muß, davon weiter unten. Zunächst einmal mußte, wenn die Verbindung überhaupt Einn haben sollte, eine gleichzeitige Befriedung der beiden Ufer der Fall gewesen sein.

Nun hat man bei Ausgrabungen in der ganzen Ausdehnung der Rantocher Insel eine Anzahl großer Zylindersteinen gefunden, welche durchaus den älteren kammischen Typus tragen. Auch andere Zylinderwaren, z. B. eine runde, emailirte Kinderkugel, fand man. Dagegen gar keine Geräte der Bronzezeit.

Genau dieselben Erfolge zeigten sich bei den erwähnten Ausgrabungen des Warrers Hobus auf dem Westabhange des Dotsch. Wir haben also an beiden Stellen eine gleichzeitige Siedelung anzunehmen.

Nun weiter! Wenig östlich vom heutigen Rantocher Bahnhofe liegt man bei Grabungen auf einem Steinbecken, mit Fundstücken gefüllt; dazu fand man zwei Fundstellen: außerdem mehrere Spinnwirtel, Brämen aus Knochen, ein Eisenmesser, Ringe aus Bronzeabstrich, endlich einen Fingerling aus Gold, beides prähistorisches Ursprungs, bei einem Felsstein.

Nun gehen in dieser Ansammlung freilich die Befunde der verschiedenen Perioden durcheinander. Jedoch ist eine genaue Unterscheidung der räumlichen Befindlichkeit des Ausgrabungsgebietes zufolge, nicht immer möglich. Es ist im Ausgebilde für uns auch durchaus gleichgültig. Wichtig ist nur das Vorhandensein von Funden, die uns das Bestehen dieses Ufers während der Stein- und Bronzezeit bezeugen. Direkt nach dieser Fundort des Dotsch gegenüber, von dem die Befriedung während der Steinzeit ebenfalls stattfand. Außerdem ist in späterer Zeit neben anderen Gegenständen hier ein bronzeener eisernischer Adler gefunden worden. Wenn der natürlich mit den Bronzezeiten des Nordens, also weder zeitlich noch geographisch irgend etwas gemein hat, so bildet er doch den Ausgangspunkt der Annahme, daß zwischen den beiden gleichzeitig bewohnten Flußufern bestanden eine Verbindung bestanden hat.

Schon Sabonst nimmt an, daß über den Dotsch nach Rantoch eine jener alten Handelsstraßen geführt habe, welche die Verbindung der Mittelmeerlande mit dem Norden herstellte. Und wenn Dr. van Nieuwen eine so umfassende Folgerung nicht anerkennen zu dürfen glaubt, so gibt auch die Wahrscheinlichkeit des Vorhandenseins einer Be-

bindung des Nord- und Südlandes — über den Dotsch hin — an. Er bezeichnet diesen Handelsweg — für den totalen Handel nach der Salz- und Silber — „äußerst wichtig“.

Von Geschichtsschreibern späterer Zeit wird verschiedentlich das Vorhandensein einer oder mehrerer Brücken erwähnt. Die betreffende Uebergangsstelle wird aber nicht bezeichnet. Wenn für die geschichtliche Zeit die Annahme besteht, daß die Brücke auf die Mitte der Rantocher Insel geführt habe (soll wohl heißen auf die Schanze zu), auch zweifellos zutrifft, so steht nichts im Wege, für eine früh- oder vorchristliche Zeit als einzige Uebergangsstelle Dotsch-Zulandens Nordrand anzunehmen. Um soviel mehr, als doch die Rantocher Insel erst viel später aufgetaucht sein kann. Denn während der Dotsch an allen Stellen seinen Schwemmland zeigt, ist dieser bei der Insel, die doch viel tiefer liegt, von Erde überdeckt. Also kann die Insel in späterer Zeit nicht vorhanden, folglich auch keine Uebergangsstelle gewesen sein. Vieles bringt auch hierin der allmächtige Zufall, der bei Entdeckungen ja immer die größte Rolle spielt, ungeahnte Entdeckungen.

Was nun die Bewohner anlangt, so waren die Vorgänger zweifellos von ein und demselben Volksstamme bewohnt, der von frühem Land und in späterer, geschichtlicher Zeit von Sachsischkeit lebte. Und erst in viel späterer Zeit, als die Stämme des Nord- und Südlandes sich in immer größeren Massen zusammenzuschloßen und uneingedenk gemeinsamer Herrschaft als Polen (im Süden) und Bommern (im Norden) bezeichnet, ward der Reichthum die natürliche Grenze.

In dieser Zeit aber verliert der Dotsch seine Bedeutung, wenn auch nicht als Wohn-, so doch als Verkehrs- und Erntelandschaft und ein nach heutigen Begriffen völlig ungenügender Betriebszweigs gewinnt ungeahnte Bedeutung, die Insel Rantoch.

Freilich hat in frühgeschichtlicher Zeit dieser Ort auch nicht immer als Grenzlinie Bedeutung gehabt. Ich erinnere nur an die gewaltige Eroberungstätigkeit eines Volkes aus III. von Polen, der „nachdem er die (1037) auf dem Nordufer erstieg“ kommerzielle Feste (gegenüber der wirtlichen Befriedung „Santoch“) in seine Gewalt gebracht, das Polenreich bis nach Sletten und Kamm hinab ausdehnte.

In der Folgezeit ging dieser ausgedehnte Besitz allerdings wieder verloren. Im Jahre 1278 gehörte nach mannigfachen Kämpfen das Nordufer der Nege bis zur Frage sogar schon den brandenburgischen Markgrafen. Für unsere Gegenzeit jedoch blieb das Resultat eines politischen Eroberungskrieges in die junge Neumark (1272) — auf dem Rantoch und Drieven wiedergewonnen wurden — bestehen: mit Rantoch gehörte auch unsere heutige Heimat zu Polen.

Erst das Jahr 1296 — als nach dem Tode des polnischen Königs Premisl in Polen immer häufiger ein Wehen zu spüren war — ungenügend machten, brachte Rantoch und was südlich davon lag, also auch unsere Gegend, in den Besitz der brandenburgischen Markgrafen. Wieviel die Grenze der Mark nach

Süden reichte, läßt sich, wenn auch nicht bestimmen, so doch vermuten. Es steht nichts dagegen, anzunehmen, daß die durch den Friedensschluß zwischen Markgraf Ludwig und König Kasimir I. 1334 und 1335 geschlossene Grenzverleugung auch schon früher (vielleicht schon von 1291 an) Geltung hatte. Aus dem Jahre 1291 besteht nämlich ein früher Grenzvertrag. Der ist zwar nicht gefestigt; immerhin muß aber die angenehme Grenze doch am irgend einer Zeit Geltung gehabt haben. Das noch gehörten also Rantoch, Politzken, Politz, die Kur von Alexanderdorf, Rantoch, von Morn die Distrikte zu Brandenburg.

Später haben sich die Verhältnisse wieder ausgenutzt. Polens verschoben, d. h. die genannten Landstriche südlich der Nege kamen wieder unter polnische Oberhoheit. Da, wie oben angegeben, die Grenzverleugern — oder richtiger Wirtungsbefugnisse gefestigt zu sein scheint, so war ein Recht der Brandenburg an diesen Landstrichen in auch gar nicht vorhanden. Und Polen mußte die Wichtigkeit dieser Besitzungen ebenfalls zu schätzen. Waren doch Wirtung und Nege die wichtigsten Handelsstraßen von Polen aus nach den Gebieten der Ober und unterhalb. Der neue Handelsverkehr hatte in dieser Zeit gegen früher auch noch keineswegs abgenommen. Aus einer Urkunde des Belin von Dst, Großherren von Drieven, lesen wir sogar die Art der Waren kennen, die damals gehandelt wurden: Getreide, allerlei Metall, Wale, Fädeln, Gerichte, Fische, Gold, Silber, Kupfer, Eisen und Stahl. Im 1348 erfahren wir, daß auch von Brennholz ein Zoll erhoben wird. Rantoch war damals nämlich das Zollamt für alle den Strom herabkommenden Waren.

In diese Zeit (1390) fällt auch die Erwähnung einer Zollstätte, die in nord-südlicher Richtung zu Rantoch dem Strom bei Rantoch gegenüberliegt. In diesem Falle aber war es keine ein das Hauptzollamt, während dem später in Rantoch nur die Aufgabe der Zollrevision auftrat.

Nun begannen auch wieder einmal die Kämpfe um das Gebiet südlich der Nege. Besonders verwickelt wurden sie, als nach die Erben der Brandenburg und Besitztümer in die Neumark kamen.

Erst Friedrich II., der nicht umsonst „Der Eiserne“ genannt wird, machte den ungenügenden Zuständen ein Ende. Das Land kam 1454 wie eben in brandenburgischen Besitz. Beide Flußufer der Nege wurden markisch.

Und nun hört die Bedeutung dieses verhältnismäßig kleinen Landstriches als fortwährender Rantoch auf. Nur was den Handel anlangt, blieb noch alles beim alten. Die Zollstraße von und nach Polen ging nach wie vor durch unsere Gegend, um den Negepaß bei Rantoch zu benutzen und noch im Jahre 1660 wird in der Zollrolle für die Neumark unter Markgraf Rantoch als Eingangsort von und nach Polen erwähnt.



Dieses Fest, zum Andenken an den stets Vaterland geübenden Gedenken, viel gerade auf das in der Wirklichkeit stattfindende Gedenken und erstens ihr allgemeiner Beileid und armen Belohnung.

Einige wollten den alten Herrn bei diesem Fest auf den Tisch setzen, jedoch haben wir ihnen erzählt, sogar, der alte Oberst habe ihnen gnädig zugesehen und segnend seine Hände über das treue, versammelte Volk ausgebreitet.

Im dritten Gesangsstück nach dem Obersten bekam die Gasse eine andere Wendung. Das Singspielchen nach dem Singspiel hörte ich, denn der Wörner, der zur Herrschaft gekommen war, war sein Sohn, sondern ein Weibchen und ein Tausendjahr. Alles im Hofe veränderte sich und nannte ihn „den schlaffen Wörner“. In jenem „Monsieur“ brachte er die meiste Zeit in schlichter Gesellschaft mit Schwelgen zu.

Als der siebenjährige Krieg ausbrach, und jedermann sich den Fahnen des großen Königs anreihete, oder seine Schwärze genommen war, Wörner in seinem Schloß bei seinen Dienern und Bediensteten. Er betheilte sich nicht einmal an den Gesandtschaften der Landstände.

Als im Jahr 1765 der Tag von Jochfelden wiederkehrte, wanderte Wörner, statt bei Straßburg die lustigen Mäuler gegen die Schweden mitzumachen, nach seiner Gewohnheit zum Schloß Jellin nach Monsplatt.

Wie er so einsam, stand auf einmal der alte Oberst in voller Rüstung mit gezähmtem Schwert auf dem großen Steine vor ihm und donnerte ihn an:

„Der Feind ist da, die anderen Alle fassen; Wörner, Ruhe, trage dich meinen Namen? Bald reißt König Friedrich die, Du best, Auslehnung, man hebt!“

Diese Erscheinung wirkte wie ein Donnererschlag auf den „schlaffen Wörner“. Aber es blieb ohne nachhaltigen Eindruck auf ihn. Er kam zu ihm, trübte er seine Bescheidenheit immer als zuvor.

Er glaubte den König in Wärdern und wußte nicht, daß das Vorgehen der Russen gegen Kistrin den König verzeigender hatte.

Eines Tages sah er schon Kaiserliche von Wärdelstein kommen, dann Friedrich an der Spitze eines großen Heeres. Von Scham erarrten, ehe er nach einem Fenster und sah den König den großen Stein belegen, um nach Kistrin hin zu reitenden Gassen.

Während derselben den Vormarsch des Heeres auf Quarnitz beobachtete, eilte er selbst nach Kistrin.

Der Kaiser der König. Kistrin kam Wörner ihm nachgeschickten und ließ ihn durch einige Offiziere bitten, er möge ihm die Gnade erweisen, vom Schloß seines Vaters Gebrauch zu machen.

Der König aber ließ ihm, ihn kurz abweisend, sagen: „Jetzt ist Krieg und eine Ehre nach ihm gegeben. Alles andere würde sich nach dem Friedensschlusse finden. Das Land, welches er von dem großen Stein aus gesehen habe, hätte ihm gefallen, das müßte er in guten Händen wissen.“

An der schlafenden Nacht lag Wörner schlafend auf seinem Lager, als beim Schlage 12 der Geist des alten Obersten an daselbe herantrat. Er kam ihm dreimal mit dem Säbel auf dem Boden, rief das Schwert aus der Scheide, schwang es schreitend Annes gegen Kistrin und verschwand in dieser Richtung.

Wörner merkte wohl, was die neue Erscheinung seines Vaters in Bedeutung hatte. Er sollte ihm folgen, ihn beschützen, seine Diener des Wörner es tun wollte. Er war einmal der „schlaffe Wörner“ und er blieb zu Hause.

Drei Tage hatte er Zeit gedacht, es sich zu überlegen, und endlich, bei dem er sich hätte weiden sollen, hätte ihm Gelegenheit gegeben, durch einen ruhmvollen Tod die Schwärze eines ehrenvollen Lebens zu tragen und den Namen Wörner in Ehren zu erhalten.

Da ward der Untertanen Frieden geschlossen und in Erinnerung an die in Kistrin gesprochenen Worte des Königs bezeugte der Reichstag durch sein immer ärgeres Einleben seine treue und mehr lebende Angst. Doch der Herr seines Königs traf ihn nicht mehr.

Am 18. Juni, den Hebräerfesten Gedächtnis, fanden ihn des Reges nach Wärdelstein kommende Leute mit abgedrungenem Genut am großen Stein liegend. Nur der lebende Geist des alten Obersten konnte den Entsetzten so getroffen haben.

Die Leute mit einem Wagen zurückkehrten und den Leichnam nach Kistrin zu schaffen, war derselbe verschwunden. Nur ein Zehnerhundert Gedächtnis, wie wenn ein Hengst dort gehandelt hätte, erfüllte die Luft. Die Leute dachten nicht anders, als der Teufel hätte ihn geholt.

Nach darauf trafen, von der Kammer in Kistrin geschickt, königliche Diener in Jellin ein und wußte die Güter für verfallene Lehnung erklären. Derselben wurden einbezogen und fortan als königliche Domäne verwaltet.

## Von alten märkischen Dörfern.

Von Studientat Dr. Brunner.

Der Wanderer durch die Mark Brandenburg, Theodor Fontane, bemerkt einmal in einem seiner Romane, unsere Dörferchen seien die einzigen ländlichen Bauten in unserer Heimat, die eine Geschichte hätten. Und in der That gibt es bei uns auf dem Lande nichts, was nicht seine Ursprünge in die Zeiten vor dem Dreißigjährigen Kriege herleiten können. Die festen Ritterburgen, die die landbesitzende Gewalt der Hohenstaufer gebrochen, die älteren Herren- und Bauernhäuser sind häufigen Feuersbrünste und besonders dem Dreißigjährigen Kriege zum Opfer gefallen. Da sich nicht nachvollziehen oder ganz aus Holz errichtet waren. Der Grundbau der Wohnhäuser hat sich erst in späteren Jahrhunderten bei uns eingebürgert. Kirchen aber hat man, von Beginn der deutschen Einwanderung im zehnten Jahrhundert an, in Stadt und Land fast ausschließlich aus Stein errichtet. Durch die Kämpfe, die man an den Mauern der Höhen in großer Zahl bedenkenden Jüngern der Eiserne, die granitenen Findlinge, die man durch Bearbeitung mit Hammer und Meißel in die Form des vieredigen Quaders brachte; bald aber breitete sich in den Städten schneller, auf dem Lande langsamer, aber aus den Hefenwänden kammerbaue, die neben auch in unserer Heimat aus, deren reiche Dautlager man zur Fingebefreiung auszuheben sollte. Besonders die Bistümer von Lehnin, Finna und Chorin haben diese Bauweise auf dem Lande verbreitet.

Die Kirchen sind in Stadt und Land als Monumentalbauten gedacht; selbst die armuthliche Dörferchen überragt, auch wenn sie keinen Turm hat, die umliegenden Häuser und umstehenden Bäume. Und typische Kirchen waren im Anfang nicht so selten wie heute. Kirchzäune aus Steinblöcken finden sich z. B. nicht allzu häufig, dagegen sind manchmal Dautleinheiten häßlich mit Dautleinheiten versehen worden, auch hat man nachträglich, häufig aus Mauerwerk, in späteren Zeiten aufgesetzt, um die Kirche zu verwallen. Manchmal bieten auch die Fachwerkanfassungen als Ersatz für ursprünglich ansehnlicher Turmbauten, die Feuersbrünste, besonders auch den Plak, zum Opfer gefallen waren.

Stets fand die Kirche ihren Platz in der Mitte des Dorfes auf dem Doranger; an der Wälle des Dorfes oder Rundung, machte dabei seinen Unterschied. Ringsum war der Kirchhof angelegt, umschrieben von einer hohen Mauer, durch die nur einige schmale Thüren führten. Diese sollten nicht nur als Schutzwehr an das besetzte Dorf des Dorfs aus dem Gungungsumm erinneren, sie dienten auch praktischen Abwehrzwecken. Denn der feste Kirchhof, oft auf einer Anhöhe gelegen, wurde als Fluchtburg bei feindlichen Einfällen benutzt. Dorthin zogen die Bauern ihre Familien und ihr Vieh, wenn sie fürchteten, daß der Feind die Dörfer zu Lande fengend und brennend durchzöge. Auch die Bauweise der ländlichen Kirchen selbst bekam durch diese Nebenbestimmung als Wehrbau einen eigentümlichen Charakter. Die Fenster waren meist sehr schmal, und konnten als Schießlöcher dienen. Erst als der Feind mehr mit seiner Hand die Eiderung des Landes übernahm, da

verbreitete man auch die Kirchenfenster. Zur neunzehnten Jahrhundert hat man die gelegentlich verengten, auch die Schießlöcher, in der alten traurigen Bau hineingewandert, der doch in seinem Gesamtcharakter so nachträglich gotisch-himmelfreudig war. Wo sich am Westgiebel der Kirche ein alter Steinurm findet, da innert er so garstig an die sich emporenden der Lärme unserer gewaltigen Gungungsumm fischen, in der Stadtmauer, die den Bürger den Schutz gegen feindliche Ueberfälle bot, den der Bauer hinter der starken Fingebwehrmauer suchte. Erst das ausgleichende neunzehnte Jahrhundert verlegte den Stadtkirchenbau auch auf das Land, ebenso wie es das alte Bauernhaus und die alte Bauernkirche aus der Vergangenheit in die dreißigjährige Kirche und in den Kriegen Friedrich des Großen ist um die festen Fingeböte oft heiß gekämpft worden, zuletzt wohl in dem Gungung bei Hagelsberg am 27. August 1813, wo märkische Landwehr ein Bataillon müritzenbergischer Alteinidruppen an der Kirchhofmauer nicht mehr zu halten vermochte.

Das mittelalterliche Stad der inneren Gungungsumm der mittelalterlichen Dörferchen war der Platz mit dem Gungungsumm. Kessel und Gungungsumm war nur in sehr seltenen Fällen vorhanden, den regelmäßigen Fingebgungungsumm auf dem Lande hat erst die Reformation eingeleitet. Im Mittelalter war die Dörferchen Gungungsumm der Dörfer, der Bauer der Dörfer und des Altkirchen. Alle Dörferchen finden sich noch in manchen Kirchen, auch von der Decke herabhängende Tausenkel, die in ihren Händen das Wasserbeden tragen. Stand die Kirche unter dem Patronat einer adligen Familie, so finden deren Wappenstein, die in ihr feste Fingebgungsumm gefunden haben. Nach den Fingebgungsumm ordnete König Friedrich Wilhelm III. an, daß die Namen der im Kampf gefallenen Gungungsumm auf einer Gungungsumm in der Kirche angebracht werden sollten, und nach der letzten Kriegen hat man diese Gungungsumm. Es bezieht unsere Dörferchen von einem großen Kind Gungungsumm, Vaterlandsgefühle, daß er es richtig zu lesen und zu denken weiß. hpd.

## Meine grüne Mark.

Da mein Heimatland, meine grüne Mark, nicht als mein Herzblut sich ich dich; Mit meinen Kiefern, wurselhaft; Deine braunen Kiefern liebe ich. Deine Weiden an der Wasser Mark, Deine Seiden, weit und wasserarm, Da mein Heimatland, da mein Vaterland, Meines Herzens Schild, meines Herzens Darm!

Dein Korn, deinen Roggen liebe ich, Deine Fingebgungsumm, schlang gerecht, Deines armen Himmelstaumes Strich, Deine Wälder, wurselhaft! Deine Wälder, mein Grün und hängt In den Weiden, mein Grün und im Mark Wie ein überheblichste Fingebgungsumm drängt Meine fernverjüngte Jugend hervor.

Und deine Bitten, wie liebe ich die! Deine ärmlichen Sitten, kühnhaft, Drauf eine heisse Fingebgungsumm, Ron Rot und großer Fingebgungsumm liegt. Meines Vaters Daus, meiner Mutter Daus, Die waren so an Dach und Fach, Meine Fingebgungsumm da ein und aus, Da ward meine Fingebgungsumm Seite nach.

Ans deinen Vater und Mutter ward, Deine Gungungsumm wie liebe ich so, Mit den haren Eiern, weiterdacht, In Fingebgungsumm sonnigstafro. Mit trockenem Brot, doch nie in Not, Und frei, wohnen der Fingebgungsumm recht. Mein Heimatland, kommt erke die Tod Daß man mich in deine Erde trägt!

Gustav Schaller.

(Nachdruck verboten.)

Auf jeden Scheffel des exportierten Getreides wurden 5 ct., auf jedes an Nachbarland verkaufte Daut Rindvieh ohne Unterschied der Größe 15 ct. für Schafe und Schweine eine geringere Summe Strafe festgesetzt. Außerdem wurde den Uebertretern mit Gefängnisstrafe gedroht. Falls sich Viehhändler nicht durch vom Landrat ausgestellte Pässe legitimieren konnten, sollten sie arretriert und nach Friedberg gebracht werden.

(Nachdruck verboten.)

[illegible]

## Aus vergangenen Tagen.

## Kleine Blätter.

**Aus dem Wandervogelnest.**

Schriftleitung: Paul Dahms.